

# Vorgänge – Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik

## Heft 161 (1/03) März 2003

Solche Todesstöße können scheinbar kleine Bücher führen. Ein vom Organisationssoziologen und Luhmann-Schüler Dirk Baecker herausgegebener Sammelband z.B. führt die disziplinäre Volte schon im Titel und proklamiert eine „Archäologie der Arbeit“:

*Dirk Baecker* (Hg.): *Archäologie der Arbeit*, Kadmos: Berlin 2002, 250 S.; ISBN 3-931659-26-7; 17,50 Euro

Baecker hat es sich auf die Fahnen geschrieben, die Kategorie „Arbeit“ wieder (und ausdrücklich jenseits der Industriesoziologie) zu einem Instrument der Gesellschaftstheorie zu machen (16). Die „Arbeit in Gesellschaft“ müsse man zum Thema machen, „weniger die Arbeit als solche“. Diesen Gedanken sollte man ernst nehmen; es ist zu wünschen, dass viele ihm folgen werden. Sein eigener Band löst das Versprechen in Form eines programmatischen, divergenten Manifests zum großen Teil ein. Am fulminantesten gelingt dies im längsten Beitrag des Bandes: Werner Hamacher, Literaturwissenschaftler in Frankfurt/Main, legt eine Theorie der Arbeit vor, die dezidiert vom Faschismus ausgeht – in der Verknüpfung der Frage nach der Arbeit des Faschismus mit dem „endogenen Faschismus der Arbeit“ (156) und jener Praxis einer „Aufarbeitung der Vergangenheit“. Wenn Arbeit, so Hamacher, die genuine Form der Selbstaneignung in modernen Gesellschaften ist, dann hat der Nationalsozialismus dies nur transformiert von einer individuellen Selbstaneignung zu der eines ganzen Volkes für sich selbst. Auschwitz erscheint dann als Arbeitsplatz, wo definitiv getötet wird, was nicht das eigene (Produkt) ist. Wenn Arbeit tatsächlich die wesentliche Form der Vergesellschaftung sei, so Hamacher, dann könne „die Gesellschaft der Arbeit immer nur die eigene Gesellschaft sein“ (168). Arbeit wie Gesellschaft verlangen Identität und Identifikation; Arbeit ist gekoppelt an ein eschatologisches Moment, das nur allzu leicht umschlagen kann in Gewalt. Der einzige Haken an Hamachers Entwurf ist dessen enge Bindung an einen ungeheuer konstanten Arbeitsbegriff, obwohl sich unübersehbar ein einschneidender Strukturwandel der Arbeit vollzieht, der weder ihren Begriff, noch ihre Gesellschaft oder Objekte unangetastet lässt.

Der Volkswirtschaftler und Philosoph Birger P. Priddat beschreibt diesen Prozess am Beispiel der Etablierung kurzfristiger Arbeitsverhältnisse, die gleichzeitig an enorme normative Anforderungen gekoppelt sind. Angestellte wie Arbeiter würden heute zu *intrapreneurs*, kleinen Unternehmern, deren Vertragsfähigkeit gegenüber dem Markt zunächst ausgebaut werde (73). Arbeiten bedeute prinzipiell, ein Wagnis einzugehen; der Unterschied zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer ist auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Auch der Historiker Rolf Peter Sieferle wendet sich Transformationsprozessen zu und arbeitet heraus, dass Arbeit als Mittel individueller Selbstbestimmung im Kontext agrarischer Gesellschaften vollkommen unvorstellbar war. Die Verknüpfung beider Faktoren ist erst in einer technisierten Gesellschaft möglich, die ein Bild vom „Fortschritt“ hat, worin das Potential der Selbstbestimmung dann aber freilich durch *ordres* der Disziplin begrenzt werden muss. Baecker selbst spannt den Begriff der Arbeit in seinem Beitrag zwischen Überdetermination und Unbestimmtheit. Arbeit, führt er aus, wird in dem Moment sozial von Belang, wo sie dynamisch wird und soziale wie auch räumliche Mobilität ermöglicht. Von der warenproduzierenden Gesellschaft will Baecker rigoros abstrahieren. Erstens lasse sich der Arbeitsbegriff kaum auf die Arbeitnehmer begrenzen, zweitens greife unter dieser Prämisse die Kategorie der Arbeitsgesellschaft viel zu kurz. Diese Kategorie meine nämlich nicht die soziale Dominanz ökonomischer Arbeit, sondern dass in einer solchen Gesellschaft einfach alles als Arbeit begriffen werde, was „mit einem Aufwand verbunden ist“ (221).